

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Susanne Haase

Gibt es den perfekten Platz zum Leben?

Eine weltweite Suche

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2016

Inhalt

- 9 Der Plan
- 13 Verwackelte Bilder
Indien, September–Oktober 2000
- 49 Wandern mit Vampiren
Nepal, November 2000
- 69 Das achte Weltwunder
Weihnachtsinsel, November–Dezember 2000
- 97 Achtung Plastik
Singapur, Dezember 2000
- 111 Nur Gestern und Morgen
Laos, Dezember 2000
- 129 Wo alles besser ist
Thailand, Januar–Februar 2001
- 159 Herz zersägt
Kambodscha, März 2001
- 187 Schlangenblut unterm Eiffelturm
Vietnam, April 2001
- 205 Decadence kills depression
Schanghai, Mai 2001

- 219 Neben dem Strudel
Japan, Mai 2001
- 231 Letzte Ausfahrt Myella
Australien, Juni–Juli 2001
- 257 Wunderland e.V.
Cook Islands, Juli–August 2001
- 281 Gibt es den perfekten Platz zum Leben?

Der Plan

Die Nacht vom elften auf den zwölften Juni 2000 war in London so kalt, dass Heiko, der Mitbewohner des Adlers, am nächsten Morgen gegen zehn Uhr meinte, sein Atem würde draußen immer noch weiße Schlieren in der Luft hinterlassen. Das eigentlich Bemerkenswerte ist weder der Temperatursturz noch die Tatsache, dass ich meinen Freund Adler nenne, sondern dass ich in dieser Nacht zum ersten Mal in meinem Leben geträumt habe, ich könne fliegen. Nicht wirklich gut, eher wie jemand, der gerade schwimmen lernt und sich noch nicht richtig gut über Wasser halten kann. Ich hatte die Tendenz, immer wieder an Höhe zu verlieren und in gefährliche Nähe der Baumwipfel zu gelangen. Glücklicherweise konnte ich zwischen den Ästen hindurchtauchen, wenn ich mich mit aller Kraft darauf konzentrierte.

Gegen Mittag kam ein schwitzender Spediteur, lud zehn Umzugskisten auf seinen Wagen und wir flogen mit fünfzig Kilo Gepäck nach Hamburg. Der letzten Etappe vor der eigentlichen Abfahrt. Noch zweieinhalb Monate, in denen sich Gespräche mit Freunden oder Bekannten in der Regel so gestalteten: »Was, ihr geht auf Weltreise, für ein Jahr, das ist ja unglaublich.« Ja, sagten wir dann, Anfang September geht's los. »Ach so«, lautete die Antwort, »na, das ist ja noch ewig hin.«

Wir bekamen im Laufe der Zeit auch viele nützliche Tipps, die in etwa dem Schema folgten: »Wenn ihr nach Indien kommt, fahrt bloß nicht nach Goa, das ist das blonde Grauen.« Oder: »Ihr müsst unbedingt nach Goa, da gibt

es auch richtig schöne Ecken.« Es ist nicht so, dass wir uns nicht über die rege Anteilnahme gefreut hätten. Das Interesse war nur einfach ein zweischneidiges Schwert. Erzählten wir von unseren Ängsten, den Sorgen und Nöten der Vorbereitung, hieß es, uns fehle der nötige Enthusiasmus. Während abgeklärte Zurückhaltung schnell als Überheblichkeit gewertet wurde.

Außerdem hatte ich ein schlechtes Gewissen. Ich fand, dass es eigentlich keinen überzeugenden Grund gab, warum mir eine Tür offen steht, die anderen verschlossen bleibt. Und begann, mir in solchen Momenten mantramäßig zu sagen, dass diese Tür sich nur geöffnet hat, weil ich viel Mut zusammengekratzt habe.

Anfangs klang alles so einfach, klar und sinnvoll. Ich lebte in Hamburg, in wunderbarer Festangestelltheit bei einer Frauenzeitschrift, mein Freund in nervenaufreibender Selbständigkeit jenseits des Ärmelkanals. Dauerhafte Hin- und Herpendelei erschien uns indiskutabel. Hamburg war Westentasche, das Londoner Preis-Leistungs-Verhältnis jedoch auch nicht gerade der Gipfel der Sehnsucht. Und überhaupt: Als Journalistin und Fotograf müsste sich schließlich von überall aus arbeiten lassen. Wäre doch dumm, dieses, durch die virtuelle Vernetzung der Welt entstandene Privileg, ungenutzt zu lassen. Zumal sich dabei ja noch der perfekte Platz zum Leben finden ließe.

Er würde uns von ganz allein über den Weg laufen, der Ort, der ein ausgewogenes Verhältnis von Kosten, Nutzen und vor allem Wohlfühlen bietet und den geeigneten Rahmen für das bildet, was man sich vom Leben erhofft. Soweit unser Plan.

Aber wie das so ist mit Gedanken, die sich wie Mosaiksteinchen verschieben lassen, bis sie ein verlocken-

des Bild ergeben. Gemessen werden sie dann letztlich an der Wirklichkeit.

Zunächst bestand die Realität für mich aus unerfreulichen Korrespondenzen mit Ämtern und Krankenkassen, aus Visaanträgen und Besuchen bei Ärzten, zwecks letztmaliger Zahnuntersuchungen oder dem Verabreichen von Hepatitis-, Diphtherie-, Tollwut- und Weiß-der-Henker-was-sonst-noch-für-Viren. Von den Fallstricken des Internets und den Abgründen von Computersystemen, mit denen sich der Adler freundlicherweise herumschlug, mal ganz zu schweigen.

Hintergründig musste ich mich von meinem bisherigen Dasein verabschieden, von den Menschen, die mir ans Herz gewachsen waren, von meiner wunderschönen Wohnung, von lieb gewonnen Gewohnheiten und bevorzugt aufgesuchten Caféhäusern und Bartresen.

Ich fing auf einmal an, mein Leben mit Lupenaugen zu betrachten. Ich wollte wissen, was mir fehlen würde, wollte mir über das klar werden, was wirklich wichtig ist, nach welchen Mustern ich funktioniere. Mir fiel dabei auch auf, dass ich für gewisse Situationen ganz bestimmte Rituale entwickelt hatte: Nach einem zermürbenden Tag gibt es das genau auf meine Person zugeschnittene Aufbauprogramm, in eine heiße Badewanne zu steigen und danach mit einem Kübel Nudeln auf dem Sofa zu campieren und apathisch auf den Fernseher zu starren. Genauso, wie ich in euphorischer Stimmung gerne Plätze aufsuche, von denen ich weiß, dass sich dort Freunde versammeln und ich mich noch nicht mal verabreden muss, um jemanden zu treffen. Das ist eine Form von Freiheit, die nicht errungen werden kann, sondern sich von ganz allein einstellt. Aber was bedeutet, unabhängig und nur von den eigenen Bedürfnissen

gelenkt durch die Welt zu reisen, gegen *diese* Freiheit, die einfach zu dir kommt?

Und was werde ich in Bombay machen, wenn mir Lärm, Hektik und Elend das Seelenkostüm zerfleddern? Oder wenn mich in der australischen Wüste plötzlich der starke Wunsch nach ausschweifenden Feierlichkeiten überkommt?

In einem Jahr wird jedenfalls nichts mehr so sein, wie es war. Hoffe ich. Und befürchte ich.

Jetzt steht der endgültige und alles entscheidende Abflug unmittelbar bevor. Zwei kleine Rucksäcke (für das jeweilige technische Equipment) und zwei Reisetaschen (mit Minimalausstattung) sind gepackt. Das Telefon wird in wenigen Stunden abgestellt. Der Adler hat mir für alle Fälle eine Trillerpfeife geschenkt und ein Freund ein Herz aus Rosenquarz, das ich so oft wie möglich in den Schein des Mondes legen soll, damit es mich immer schön beschützen kann.

Vergangene Nacht hatte ich wieder einen Traum. Wir saßen ganz oben auf der Spitze eines Berges. Die Sonne schien und direkt vor unseren Augen zog eine lange Reihe weißer Wölkchen in Schafsformat vorbei. Wir legten immer abwechselnd ein Foto und einen Brief auf die weichen Wolkenrücken. Wir wussten, dass dieses himmlische Fließband den Vertrieb reibungslos organisieren würde. Alles war ganz leicht. Und wir waren glücklich.

Verwackelte Bilder

Indien, September–Oktober 2000

Mit zwei Stunden Schlaf im Nacken shoppen gehen zu wollen, war vielleicht nicht unbedingt die beste Idee meines Lebens. Aber ich fühlte mich schutzlos. Als hätte ich endlos in heißem Wasser gelegen und mir dabei die Haut so stark aufgeweicht, dass sie keine brauchbare Grenze mehr ist, mich der Umwelt ohnmächtig ausliefern. Und in meinem Kopf flitzten poröse Gedanken umher wie eine Herde hysterischer Schafe.

Als ich aufwachte, stand der Adler auf dem Balkon des Hotels und schrie dem schwarzen Krähenvolk, das einen heftigen Monsunguss nutzte, um die allgegenwärtige Staubschicht abzuwaschen, enthusiastisch entgegen: »Ich liebe Indien.« Ich hatte mich demonstrativ Richtung Wand gedreht. War er einfach nur naiv oder seit unserer Landung in Bombay verrückt geworden? Der Adler sollte doch mein Verbündeter sein. Wie kann er sich hier bloß wohl fühlen?

Ich lag auf dem rechten Ohr und blickte auf die undefinierbare Fleckenlandschaft des frisch gewaschenen Lakens. Passt nicht zusammen, dachte ich. Schmutzig und sauber zugleich.

Wo waren wir nur hineingeraten? Und warum? Bisher hatten wir immer einen Bogen um Indien gemacht. Erst als wir die Route für das Perfekte-Platz-Unternehmen ausarbeiteten, wurden wir wieder damit konfrontiert. Mehr als eine Milliarde Menschen. Ein Subkontinent. Englischsprachig. Softwarewunderland. Kinder statt Inder. Chicken

Tikka Marsala. Bindi und Bollywood. Yoga und Ayurveda. Konnte man das wirklich links liegen lassen? Nein.

»In Indien findest du zu deinem wahren Ich«, hieß es, bevor wir losfuhren. Und: »Da fliegt der Dreck durch die Luft.« Alles Informationen aus zweiter Hand, die vor der Abreise tausendmal im Kopf hin und her gewendet und doch erst nach der Ankunft zum Leben erweckt werden: wenn man mitten in der Nacht mit einem Taxi vom Flughafen aus Richtung Colaba fährt, einem Viertel direkt hinter dem berühmten Taj Mahal Hotel am Gateway of India. Die Taxis sind klein und schwarz und bedecken den Asphalt wie Fliegenschwärme.

Eine Stunde waren wir unterwegs. Die Fahrt führte vorbei an Wellblech- und Plastiktütenbehäusungen, an Menschen, die auf löchrigen Bürgersteigen, in Gebäudeeingängen oder mit baumelnden Beinen auf vermoderten Stromkästen schliefen. Direkt hinter einem Kreisel, auf dem unser Fahrer unter lautem Hupen ein halsbrecherisches Überholmanöver einleitete, stießen wir um Haarsbreite in eine Gruppe heiliger Kühe. Sie standen wiederkäuend in bauchtiefer Müll. Einer Kuh hing ein Teil einer hellblauen Plastiktüte aus dem Maul. Der nachlassende Fahrtwind machte Platz für einen Gestank, der meine persönliche Ekelskala im dreifach negativen Sinne erweitert hat und den Magen auf Murmelgröße reduzierte.

Es klopfte. Das Badezimmer ist auf dem Gang, und als ich mir vor dem Einschlafen die Zähne putzte, hatte ich ihn schon gesehen. Den indischen Mann in einem sackbraunen Gewand, der zusammengerollt vor unserer Tür auf einer dünnen Bastmatte schlief. Wie ein Wachhund. Dabei sah er ganz zerbrechlich aus.

»Koppie or Ti?«, rief er durch die schwere Maha-

gonitur. Wir bestellten Kaffee, bekamen dazu handgerösteten Toast mit Orangenmarmelade auf einem Silbertablett serviert, tauften den freundlichen Herrn »Mr. Koppie« und ich begann, mich etwas zu entspannen.

Meine erste Nach-Deutschland-Psycho-Diagnose lautete: »O Gott, wir haben es wirklich getan und was nun?«-Panik.

Draußen, auf der von Mango- und Mimosenbäumen gesäumten Straße wurde ich unverhohlen angestarrt, Kinder sprangen auf mich zu und fassten mich an, ein zwergenhafter Mönch wickelte mir in Windeseile einen roten Faden ums Handgelenk und murmelte: »Fortune, Fortune.« Wir gaben ihm ein paar Rupien, die Kinder ließen sich mit einer Dose Cola abschütteln. Doch die vielen schwarzen Augen blieben an uns kleben.

Das war der Moment, in dem ich beschloss, einkaufen zu gehen und mir so schnell wie möglich ein indisches Gewand zuzulegen. In der Hoffnung, dann etwas weniger aufzufallen.

Verkehrte Welt. Normalerweise gibt man sich viel Mühe, um angesehen zu werden. Um von der Umwelt als das wahrgenommen zu werden, was man gerne darstellen möchte. Hier marschiere ich durch unzählige Läden, um eine möglichst dezente Tunika zu finden und mich dahinter verstecken zu können. Schließlich erstehe ich für umgerechnet acht Mark (zwanzig Rupien sind ungefähr eine Mark) ein handgewebtes Modell aus hellblauer Baumwolle. Im Hotelzimmer probiere ich es an. Ich sehe darin aus wie ein Patient auf der Intensivstation. Aber das ist gut so.

Ich hatte das pragmatische Kleidungsstück in einem Kaufhaus erstanden. Oder in etwas, das hier als Kaufhaus gilt. Im Schaufenster waren einige verstaubte Gegen-

stände verteilt. Ali-Baba-Sandalen mit roten Bommeln und Teppiche und Elefanten aus Holz. Darüber ein vergilbtes Bild von Mahatma Gandhi mit einer Inschrift: »Dient dem Kunden, denn der Kunde dient Indien.« Im Halbdunkel des Inneren standen schlafende Angestellte, jeweils zwei hinter einem Tresen. Der Adler stöberte lustlos in der schier unerschöpflichen Palmölabteilung.

Als ich fündig wurde, nahm mir eine der Verkäuferinnen den Bügel ab, füllte einen Zettel aus, drückte ihn mir in die Hand und deutete auf einen Maschendrahtverschlag in der Ecke hinten rechts. »Cashier« las ich auf dem Schild. Nach dem Bezahlen bekam ich einen Stempel auf den Zettel und wurde in die gegenüberliegende Ecke zur Warenausgabe geschickt.

Dort gab es einen Menschen, der mir den Zettel abnahm. Einen, der die darauf angegebenen Details in ein schwarzes Buch übertrug. Einen, der den Zettel an einen anderen weiterreichte, der meine Ware in rosafarbenes Papier einschlug und einen Faden drum herum schläng. Und dann noch einen, der mir das Paket würdevoll entgegen hielt.

Es heißt, dass die aufgeblasene Bürokratie ein Relikt aus der englischen Kolonialzeit ist. Auf dem Weg zurück zum Hotel dachte ich darüber nach, dass vermutlich alle Menschen, die ihre Heimat verlassen, von dem Wunsch besetzt sind, möglichst viel von dem, was ihnen am Herzen liegt, an die neue Wirkungsstätte zu verfrachten. Sie wollen ihre Wurzeln verpflanzen und erkennen erst daran, dass diese nicht anwachsen, wie fremd es in der Ferne wirklich ist.

So ähnlich dürfte es den Engländern in Indien gegangen sein, als sie am 22. November 1927 den Candy Breach Club in Bombay eröffneten. Einen schicken Club

wollten sie sich da hinsetzen. Finanziert aus Mitteln des Bombay Steamer Fund. Und dann ist ihnen der ganze Beton schwarz angelaufen. Wie ein Silberlöffel, der versehentlich in ein weiches Frühstücksei gestippt wurde.

»For the European Public« steht heute noch auf dem Marmorschild am Eingang. Hier verbringen Deutsche, Engländer, Amerikaner und Japaner ihr Wochenende. Flugkapitäne, Stewardessen, Sekretärinnen und Geschäftsführer ausländischer Firmen mit familiärem Anhang treffen sich an diesem Ort aus längst vergangenen Zeiten. Ein Amerikaner sitzt auf den niedrigen Stufen des Pools, der die Form Indiens hat, ungefähr auf der Höhe von Srinagar, der Hauptstadt des Bundesstaates Kaschmir. Das Wasser geht ihm bis zum Bauch, und er liest »Omerta« von Mario Puzo. Zwei junge Engländerinnen liegen mitten in der Sonne. Sie sind bereits granatapfelfarben, aber das scheint ihnen nichts auszumachen. Alle fünf Minuten schwebt eine Maschine der Air India über die Hochhäuser, an denen das Nobelviertel Malabar Hill schon von weitem zu erkennen ist. Und das Meer, das hier an eine schmutzige Suppe erinnert, schwappt in hohen Wellen auf die schwarzen Steine am Ufer.

Der indische Oberkellner steht hinter der Theke des Clubhauses, er hat schwarz gefärbte Haare, darunter einen fünf Zentimeter breiten grauen Ansatz. Seine untergehenen Landsmänner laufen so schnell wie die Schweißperlen auf ihrer Stirn zwischen den Liegestühlen hindurch und servieren gekühlte Getränke.

Auch ich bin im Candy Breach Club auf der Suche nach etwas, das mich zumindest entfernt an Zuhause erinnert. Ich will mir in Ruhe die Blicke, die sich an mich geheftet haben, von der Seele pflücken. Will vergessen, dass sich Millionen von Menschen hier nachts die mondland-

schaftartigen Bürgersteige zum Schlafen mit mindestens ebenso vielen Ratten teilen.

Der Taxifahrer wusste sofort, wo wir hinwollten. »Swimmingpool?«, fragte er. »Ja, genau«, sagten wir. Er setzte uns direkt vor dem Members-Only-Tor ab. Es scheint nicht viele Schwimmbäder in Bombay zu geben. Und offensichtlich nach wie vor nicht viele Inder, die Mitglied im Candy Breach Club sind.

Später gehen wir in ein Restaurant: The Pizzeria. Auf dem Namensschild unseres Kellners steht »Lenin«. Er begrüßt uns mit »Lufthansa« und erklärt, das sei das einzige deutsche Wort, das er kenne. Er kann gerade noch ein Golden-Peacock-Bier für uns aus dem Eisschrank holen, dann fällt der Strom aus.

Im Laufe der Tage fällt mir auf, dass ich nur von Männern umgeben bin. In den Restaurants, den Cafés, den Läden, auf der Straße, alles ist voller Männer. Einheimische Frauen sind höchstens mal in gebückter Haltung unterwegs, eine Toreinfahrt oder den Rinnstein fegend. Die Augen auf den Boden gerichtet. Der Adler kann mein Unbehagen nicht verstehen: »Ich weiß gar nicht, was du hast«, sagt er. Unglücklicherweise kann ich nicht richtig erklären, was ich meine. Denn es wäre falsch, die Männer hier als Machos zu bezeichnen. Ihnen fehlt dieses typisch südländische Gockeltum. Als müssten sie ihre Frauen nicht einmal mehr beeindrucken oder für sich gewinnen. Sie werden mehr als eine Selbstverständlichkeit, ein Gebrauchsgegenstand behandelt. Durchsichtig und ausreichend vorhanden, nicht der Rede wert.

Ich fange gerade an, mich auch unpassend zu finden, wie eine Birne in einem Meer von Äpfeln, als ich durch Zufall herausfinde, wo sich die ganzen Frauen herumtrei-

ben: Im Beautysalon »Trendy« herrscht Haremssatmosphäre, oder das, was ich mir darunter vorstelle. Eigentlich wollte ich nur Nagellackentferner kaufen, als ich feststellte, dass die Pediküre dort genauso viel kostet wie eine Flasche von dem Zeug in einer deutschen Drogerie.

Zwei indische Matronen stehen mitten im Raum in geblümten Frotteezelten, die an das erinnern, was ich in meiner Kindheit unter Badesee-Umkleidekabinen abgespeichert hatte. Auf ihren ausgestreckten Armen liegen dampfende Handtücher. Um sie herum knien jeweils drei junge Mädchen in dunkelroten Kitteln mit grünen Schürzen und streichen dickflüssiges Heißwachs auf die freiliegenden Körperteile. Dann legen sie dünne Plastikfolienstreifen darauf, reiben sie fest und reißen sie mit einem kräftigen Ruck wieder herunter. So wird jedes schwarze Haar ausgerupft.

Für das Gesicht (die Inderinnen neigen zu Damenbärten und Augenbrauenwildwuchs) gibt es eine spezielle Technik mit einem weißen Bindfaden. Der wird auf der einen Seite mit den Zähnen festgehalten und auf der anderen mit Daumen und Zeigefinger. Dazwischen bildet sich eine Schlaufe, die unter kräftigem Hin- und Hergezurre mit der Präzision eines Rasenmähers zu Werke geht.

Ich staune über die Möglichkeiten des Vor-Silk-Epil-Zeitalters, und Lilly und Lucy, die beiden Inderinnen, die mit mir betraut sind, bewundern meine feinen blonden Haare. Fragen mich, ob ich verheiratet bin und können sich nicht vorstellen, dass ich wirklich noch keine Kinder habe.

Sie sind vielleicht 15 oder 16 Jahre alt und denken nur ans Heiraten. Warum das so wichtig ist, frage ich sie. Die Antwort ist einverständnisloser Gesichtsausdruck, dann ein Kichern.

In Indien werden nach wie vor mehr als neunzig Prozent aller Ehen von der Familie arrangiert. Sie wählt den passenden Partner unter Berücksichtigung der Kaste, des finanziellen Hintergrunds, der sozialen Stellung und (absolute Priorität) der astrologischen Konstellation aus.

Ich stellte mir das zunächst wie den ersten Besuch in einem neuen Restaurant vor: Man weiß zwar in etwa, welche Zutaten ein Teller Spaghetti all' Arrabiata enthält, aber ob das, was dann serviert wird, wirklich mundet, steht auf einem ganz anderen Blatt.

Wie viel komplexer die Angelegenheit tatsächlich ist, wird mir erst Wochen später klar, als Jaswant Sing, 25, gut aussehend (wenn man Omar Sharif für gut aussehend hält), studiert und in einträglicher Position als Manager im Mandir Palace Hotel in Jaisalmer tätig, die Situation aus seiner Sicht schildert.

Jaswant Sing hat es auf uns abgesehen. Sobald wir in seine Nähe kommen, streicht er wie eine hungrige Katze um uns herum, auf ein Stichwort harrend, das ihm die Möglichkeit gibt, ins Gespräch zu grätschen. Ich beschwere mich beim Adler wiederholt über seine Aufdringlichkeit. Das sei ein schleimiger Schleicher, sage ich, und nenne Jaswant Singh nur noch »Just-one-thing«.

Erst würde ich mich ärgern, dass ich nur als potenzieller Kunde angesprochen werde, sagt der Adler. Jetzt wolle sich endlich jemand ernsthaft mit uns unterhalten und das sei auch wieder nicht recht. Und überhaupt: Seit wir in Indien angekommen seien, hätte ich an allem etwas auszusetzen. Unerträglich.

Nach der ersten Schrecksekunde muss ich mir eingestehen, dass all die schlauen Dinge, die ich mir vor der Abreise vorgenommen hatte, im Off verschwunden sind.

Von wegen Selbstreflexion, Weiterbildung, emotionale Transparenz. Sicher, manchmal gibt es lichte Momente, aber sie sind flüchtig. Stattdessen habe ich mich in eine sprechende Klagemauer verwandelt, in ein wandelndes Misstrauensvotum. Dieses Land zieht mich an und stößt mich ab. Wir verstehen uns nicht. Das macht mir Angst, und, um von allen Seiten vermutete Angriffe abzuwehren, rassle ich vorsichtshalber mit Rüstung und Säbel.

Ich nehme mir vor, offener zu werden und frage Jaswant, ob er eine Frau habe. Er würde gern so schnell wie möglich heiraten, sagt er, aber erst müsse sein älterer Bruder unter die Haube, vorher sei daran nicht zu denken. Also wird ihm frühestens in zwei Jahren das Foto einer potenziellen Gemahlin präsentiert. Sollte ihm das Bild gefallen, sei dies der Auftakt zu langwierigen Verlobungsvorbereitungen, die sich bis zu einem Jahr hinziehen können.

Anlässlich der Verlobung bekäme er seine Zukünftige zum ersten und einzigen Mal vor der Hochzeit zu Gesicht. Miteinander sprechen oder gar anfassen dürften sie sich selbstverständlich nicht. Aber danach könnten sie sich schreiben. Das heißt, sich brieflich nach dem Befinden der werten Eltern oder der Geschwister erkundigen, da die Korrespondenz den Argusaugen aller Beteiligten ausgesetzt werde. Erst nach der Hochzeit hätten die Brautleute die Möglichkeit, sich zu treffen, wie Jaswant es ausdrückt. Sollte das Paar allerdings, wie in seinem Fall, in einer »conducted family« leben, also unter dem Dach der Familie des Mannes, würden die Eltern auch Häufigkeit und Umstände dieser so genannten Treffen steuern.

Er sieht uns dabei verschwörerisch an und meint noch, dass die Anziehungskraft so bis ins hohe Alter erhalten bliebe.

Um Himmels willen, denke ich, deshalb ist es den Indern so wichtig, schnell zu heiraten. Es geht um Sex und nicht um Liebe. Aber wer weiß, vielleicht liebt man ja den einzigen Menschen, mit dem man in seinem Leben Sex hat, gerade weil er einem die Möglichkeit zu körperlicher Nähe gibt. Ich bin nicht mal sicher, ob das so verkehrt ist. Zumal die Leichtigkeit mit der unsereins von einer Herzensangelegenheit zur nächsten hüpfst, auch nicht zu wirklich überzeugenden Resultaten führt.

Als wir Bombay verlassen wollen, stehen wir vor einem großen Wohin? Indien ist zu groß, um es en détail zu untersuchen. Wir müssen uns auf die verheißungsvollsten Ecken beschränken. Sonst würden wir auf der Suche nach dem perfekten Platz zu viel Zeit verplempern.

Also konsultieren wir den Lonely Planet. Den König der Reiseführer, wenn man so will. Ich vermute mal, dass Tony Wheeler, der australische Herausgeber, der meistgeliebte und meistgehasste Mann Indiens sein dürfte. Wahrscheinlich legt jeder Restaurantbesitzer oder Hotelier, der in seinem Zwei-Kilo-Klotz über dieses Land Erwähnung findet, morgens und abends ein kleines Opfer in den Schrein des Wohlstandsgottes Shiva, auf dass die Lonely-Planet-Redaktion ihm wohlgesonnen bleiben möge. Die anderen, die Nobodys sozusagen, dürften Tony Wheeler die Gottheit Kali an den Hals wünschen. Eine gruselige Figur mit einem Krummsäbel in der einen und einem abgeschlagenen Kopf in der anderen Hand. Sie ist für die Zerstörung zuständig und verlangt nach regelmäßigen Blutopfern.

Die Aufregung ist berechtigt. Jeder, der hier ein ausländisches Gesicht durch die Gegend trägt, hat entweder einen Aktenkoffer oder besagtes Buch unterm Arm. Das klassische Gespräch unter Rucksackreisenden beginnt mit

der Klärung der Nationalität, um über Reisedauer und Route bei einer Einschätzung der aktuellen Übernachtungslage zu enden. Gedächtnislücken können aufgrund des gemeinsamen Hintergrunds spielend überbrückt werden: Ach, den Namen weiß ich nicht mehr, aber es ist die Nummer 18 im Lonely Planet.

Für den Fall, dass der Name doch einprägsam ist, haben die Inder natürlich vorgesorgt (neben einem im Lonely Planet gepriesenen Hotel »Sweet Dream« gibt es dementsprechend ein »Wonderful Dream« oder ein »Best Dream«). Und manch einer aus der verbitterten Fraktion verfasst zähnekirisch Flugblätter folgenden Inhalts (die dann in vom Lonely Planet beschriebenen Lokalitäten ausliegen): »Nein, wir sind nicht in DER BIBEL erwähnt, aber bei uns ist es auch nicht schlecht.«

Es ist gut, dass diese vorgefertigten Pfade existieren. Die meisten Touristen, uns eingeschlossen, wären ohne die Lonely-Planet-Informationen nur schwerlich in der Lage, Indien anders als im Schoße einer Reisegruppe zu erleben.

Sie würden am Bahnhof in einer endlosen Schlange vor dem falschen Schalter verrotten oder am verkehrten Gleis in einen Zug in die entgegengesetzte Richtung steigen. Und das alles nur, weil niemand wissen kann, dass es irgendwo einen speziellen Fahrkartenservice für Kriegsversehrte, Fremdenlegionäre und sonstwie Behinderte gibt, an dem sie sich auch anstellen dürfen. Und dass an diesem Schalter jemand sitzt, der einige Brocken Englisch spricht.

Die Kehrseite der Medaille ist die Ausschließlichkeit. Indien wird zu 99 Prozent Lonely-Planet-gemäß erfahren. Das ist wie in Helmut Dietls »Kir Royal«: Wer in der Society-Kolumne des Klatschreporters Baby Schimmerlos

auftaucht, ist drin. Aus. Schluss. Punkt. Und die anderen müssen leider draußen bleiben.

Wenn wir uns beispielsweise auf dieses Diktat verlassen hätten, wären wir nie im Mandir Palace gelandet (auf der LP-Skala unter Das-Geld-nicht-wert). Wir hätten nie beobachtet, wie der Maharadscha, der zwölf Zimmer seiner 1001-Nacht-Pracht vermietet, anlässlich eines Festes zur Besänftigung der Gottheit Kali (siehe oben) einen Ziegenbock schlachten ließ.

Direkt vor unserem Fenster hielten ihn zwei prachtvoll gewandete Männer mit an den Hörnern befestigten Seilen in Schach, und ein dritter konzentrierte sich auf den Hieb mit dem Krummsäbel, der seinen Kopf mit einem sanften »Pfft« abtrennte. Später ging der Fürst mit seinem kleinen Sohn an unserem Zimmer vorbei und legte den Schädel auf den Altar seines hauseigenen Tempels eine Etage höher. Er ist das ganze Jahr über verschlossen und wird nur zu diesem Anlass geöffnet. Ich bin Vegetarierin und ich liebe Tiere. Aber dieses Erlebnis will ich trotzdem nicht missen und werde es wohl auch nie vergessen.

Wir haben uns in Bombay somit entschieden, dass unser Weg zunächst in den Wüstenstaat Rajasthan führen soll. Da könne man auf Dachterrassen sitzen und in den Sternenhimmel sehen, sagte der Adler, und auf Kamelen über Dünen schaukeln. Wie im Märchen.

22 Stunden brauchte der Zug für die rund tausend Kilometer in die Hauptstadt Jaipur. Als wir ankamen, hatte der Adler vierzig Grad Fieber. Entweder die Nachwehen der Nacht in einem auf Nordpolklima heruntergekühlten Abteil oder die Auswirkungen des freundlichen Angebots eines Army-Colonels, der uns auf einem Teil der Strecke gegenüber saß. Er las »Outlook«, die indische »Spie-

gel«-Variante, trug eine Baseball-Kappe mit NY-Yankees-Aufschrift und erkundigte sich, wie wir den Sierra-Leone-Konflikt einschätzen.

Seine Frau hatte ihm etwas zu essen eingepackt. In einer flachen, mit roter Folie beklebten Pappschachtel befand sich Chapati und Lamm in dicker brauner Soße. Und es gab kleine karoförmige Süßigkeiten mit silberner Oberfläche, eine Art indischer Türkischer Honig, aus Kuhmilch und Nüssen, dessen glänzende Glasur auch zum Mitessen war. Der Adler probierte alles, ich nur den Nachtisch. Dafür bekam er dann drei Tage gekochten Reis, Wadenwickel, sechs Paracetamol 500 und diverse Tüten Elektrolytlösung aus der Reiseapotheke.

Ich konnte »Mr. Nice«, die unterhaltsame Autobiografie des britischen Drogendealers Howard Marks, in Ruhe zu Ende lesen, mir überlegen, wie viele verschiedene Identitäten ich wohl bewältigen könnte (Marks hatte zeitweise knapp fünfzig) und mich davon überzeugen, dass alle weiblichen Indien-Reisenden von diesem merkwürdigen Anpassungswahn befallen sind. Jeden Morgen kamen sie aus den Zimmern in den Garten, in ihre neu erstandenen Kurtas (von mir als Tunika abgehandelt) und Saris gehüllt.

Die Amerikanerin Sarah, 23, aus Nummer fünf könnte sogar als waschechte Inderin durchgehen. Bindi zwischen den Augen, glatt zurückgekämmtes Haar mit Zopf und einem Schleier obendrauf. Ich sehe sie an einem einzigen Tag in drei verschiedenen Saris. Nicht irgendwelche Alltagssaris, sondern eher die Hochzeitsversion. Dafür trägt Mike, ihr Freund, immer noch seine Sneakers, die karierten Shorts und das olivfarbene Stüssy-T-Shirt. Sie essen zum Frühstück Toast mit Rührei und sprechen nie ein Wort, als gäbe es eine geheime Macht, die ihnen die Finger

abhackt, wenn sie von ihren Büchern aufblicken. Vielleicht hat er aber auch einfach nur Angst, dieser Fremden in die Augen zu sehen. Und sie, seinem Unverständnis zu begegnen.

Ich selbst war jedoch bester Dinge. Ich hatte den Eindruck, ganz Jaipur sei so idyllisch wie diese streifenhörnchen- und wellensittichbevölkerte Wiese hinter den dicken Mauern des Hotel Madhuban. Und die vierzig Grad im Schatten waren auch zu ertragen, wenn man einen Ventilator zur Hand hatte.

Was für ein Irrtum. Zusammengefasst ist diese Zwei-Millionen-Stadt, deren Fläche sich ungefähr mit der meines Heimatörtchens Steinhude am Meer (5000 Einwohner) decken dürfte, eine als menschliche Siedlung verkleidete Mad-Max-Kulisse. Weder entsprechen die Häuser in der Altstadt unseren Vorstellungen – Dach, vier Wände, Fenster, Tür –, noch wohnen in ihnen nur Menschen. Sicher, in einigen wohnen Menschen, in anderen aber auch Wasserbüffel oder ganze Kuhherden.

Aber die Kühe stehen oder liegen sowieso überall herum. Und die Kuhfladen auch. Am Rande der komplett überladenen Hauptverkehrsader (man stelle sich hier bitte alle irgendwie mobilen Berliner samt Haustierbestand »Unter den Linden« vor und entferne sämtliche Verkehrszeichen) gibt es tiefe Gräben, durch die eine dunkle, stinkende Suppe fließt. Dahinter sitzen Menschen vor ihren winzigen Läden, ihren Kochtöpfen oder einfach nur so. Ein altes Männchen hat zwölf Tomaten auf ein Stück Stoff drapiert, immer drei untenrum und eine obendrauf.

Ein nackter Priester, die hier Sadhus heißen, geht vorüber. Er hat eine orangefarbene Blumenkette um den Hals und einen Blecheimer in der Hand.

Der Adler lässt sich für fünfzig Pfennig rasieren. Der Friseursalon besteht aus einem Stuhl und einem Spiegel, der an einem Haken an einem Baum hängt. Die drei Angestellten wollen ihm unbedingt die Haare schneiden. Er mag sie so, wie sie sind, sagt er. Dann aber kämmen, antworten sie. Will er auch nicht. Sie schütteln den Kopf und starren auf meine dunkelrot lackierten Fußnägel und die Uhr am rechten Handgelenk, eine Casio Illuminator.

Wir lernen an diesem Tag drei Inder kennen. Hussain, 27, ist der Sohn eines Schmuckfabrikanten. Er sei schon oft in Deutschland gewesen, erzählt er uns, und dass er eine deutsche Freundin habe. Sie wohne in Frankfurt am Main gleich neben Kaufhof. Er würde sie im Herbst ein letztes Mal besuchen, um sich von ihr zu verabschieden. Seine Eltern hätten im Frühjahr eine Hochzeit für ihn arrangiert. Zum Abschied lädt er uns für den nächsten Tag zum Tee ein.

Deepak, 17, spricht den Adler an, er sehe aus wie ein Künstler. Nach der üblichen »Which country?«- und »First time in India?«-Nummer erzählt er uns, dass er ein Schmuckdesigner sei. Er will unbedingt, dass wir ihn in seiner Werkstatt besuchen kommen. »Vielleicht«, sagen wir zum Abschied. »Okay, promised«, sagt er.

Und dann ist da noch Dinesh, 19. Er fährt ein Rikscha genanntes Moped mit überdachter Rückbank. Wie wir den Tag verbracht hätten, fragt er, nachdem wir eingestiegen sind. Wir berichten von unseren Bekanntschaften, und er sagt, wir sollten uns auf keinen Fall mit ihnen treffen. Sie hätten nur Profit im Kopf. Wie alle Inder. Er würde uns ja auch nicht einfach so durch die Gegend kutschieren, ohne etwas davon zu haben. Klingt einleuchtend und ehrlich. Wir sagen zu, als er anbietet, uns für sieben Mark am

nächsten Tag einige Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Immerhin wissen wir bei ihm, woran wir sind.

Es schien mir unmöglich, dass wir auf diese Weise jemanden kennen lernen würden. So wie man sich zu Hause kennen lernt und anfreundet. Weil man jemanden mag oder lustig oder interessant findet. Oder weil man zehn Bier miteinander getrunken hat. Dabei braucht man Menschen, um an einem Platz festzuwachsen. Inder hätten dafür keine Zeit, sagt Dinesh. Die freie Zeit gehört der Familie. Aber wenn wir wollen, könnte er uns einige interessante Leute vorstellen.

Wer hätte das gedacht. Seine interessanten Menschen haben auch eine Schmuckfabrik. Wir werden Raj, 25, vorgestellt, eine Art Subdirektor von »Monetary Gems« (Wertvolle Edelsteine). Er spricht ausgezeichnet Englisch und führt uns herum. 250 Leute arbeiten hier, fertigen Ringe, Armbänder und Colliers für Cartier, Tiffany und alle anderen internationalen Firmen. Sagt er. »Da kommen später nur noch die Stempel drauf und dann ist jedes Stück gleich zehnmal so viel wert.« Im obersten Stockwerk ist es brütend heiß und so dunkel, dass ich die vielen kleinen Jungs, die auf dem Fußboden sitzen und an Metallteilen und glänzenden Steinen herumschaben, erst auf den zweiten Blick erkenne.

»Die kommen aus dem ganzen Land«, erzählt Raj. »Alle aus sehr armen Familien.« Die Eltern seien froh, dass sie Geld verdienen und etwas lernen. Hier würden sie in vier Jahren zum Schmuckdesigner ausgebildet. Für siebzig Rupien am Tag und etwas zu essen. »Arbeit ist so billig in Indien«, sagt er noch. Das sei das Kapital dieses Landes.

Und dann, als hätte er eine Antenne für meine Skepsis, erzählt er seine eigene Geschichte. Er war auch so

ein Junge ohne Zukunft. Mit zwölf Jahren stand er am Strand von Goa und verkaufte Räucherstäbchen. Sein Vater starb, als er sieben war, und als das Älteste von acht Kindern hatte er nicht viel vom Leben zu erwarten. Dann kam sein heutiger Boss vorbei, unterhielt sich mit ihm und fand, dass er ein intelligenter Junge sei. Immerhin sprach er drei Sprachen. Und dass, ohne je eine Schule besucht zu haben. Ich nehme dich mit nach Jaipur, sagte er. Seine Mutter weinte, aber einverstanden war sie trotzdem. »Das erste Jahr war schrecklich«, fährt Raj fort. »Ich konnte mich nicht an das Klima und an die Menschen gewöhnen.« Aber er biss sich durch, sah, dass es seine große Chance war. Mit zwanzig flog er zum ersten Mal nach Italien. Und heute darf er sich neben seinen Boss setzen. Einfach so, berichtet er nicht ohne Stolz.

Als Nächstes will er nach Amerika. Er wartet nur noch auf sein Visum. »Wenn man etwas wirklich will, dann geht es auch.« Selbst wenn es nicht sofort klappt, stehe er wieder auf und gehe von neuem los. »Alles eine Frage der Energie.«

Und dann erzählt Raj, dass sein Freund Ajay für diese Energie zuständig ist. »Ajay ist mein persönlicher Guru und er hat heilende Kräfte.« Er könne die Aura eines jeden Menschen sehen und sofort sagen, was mit einem los sei. Ja, sagen wir, den würden wir gerne kennen lernen.

Ajay, 27, kommt in das kleine, unterkühlte Büro ohne Fenster, mit den vielen Kästen, in denen Ohrringe und Armbänder liegen, die in Beverly Hills für 2000 Dollar verkauft werden und hier nur 200 kosten, weil sie keinen Stempel haben. Er ist relativ klein und schmal und hat diesen indischem Einheitshaarschnitt, kurz geschorener Nacken mit Stirntolle. Er trägt ein dunkelblaues Polo-Ralph-Lauren-

Hemd und Jeans mit Bundfalten. Wieder sind da Augen, die sich festkleben wie eine Zunge an einem Eiswürfel, der gerade aus der Gefriertruhe kommt.

»Mit so viel Metall um mich herum ist es schwierig, den Menschen zu fühlen«, sagt er. »Die Energie wird abgelenkt.« Ob ich etwas über mich wissen will, fragt er, als ich mich gerade frage, warum wir uns eigentlich immer so sehr wünschen, von anderen verstanden zu werden und gleichzeitig nichts mehr fürchten, als dass jemand wirklich in uns hineinsehen kann. Ich hätte Probleme im Nacken- und Kreuzbereich, fängt er an.

Mein Kehlenschakra sei verstopft. Ich würde meine Gefühle nicht richtig ausdrücken und zu viel mit mir herumschleppen. Meine Aura sei weiß und mein Kronenchakra sehr ausgeprägt. »Du bist ein Macher, hast ganz besondere Gedanken«, sagt er. Da sei sehr viel Kreativität. Das müsse ich unbedingt ausleben.

Der Adler sei von außen ganz anders als von innen. Nur ganz wenige Menschen würden ihn verstehen. Ich könne das. Als wir gehen, lädt Ajay uns ein wiederzukommen, wenn wir mehr wissen wollen.

Draußen wartet Dinesh. »Das sind sehr ehrliche Leute«, sagt er. Er habe früher auch für sie gearbeitet. Aber dann sei einer der Geschäftsführer wegen einer »business competition« erschossen worden. Daraufhin habe er sich entschlossen, doch lieber auf Rikscha Fahrer umzusatteln.

Wir verabreden, dass Dinesh uns am nächsten Tag noch einmal dort vorbeifährt.

Wieder werden wir in dieses Hinterzimmer geführt. Ajay fragt, ob es vor sieben Jahren ein wichtiges Ereignis in meinem Leben gab und ob der Adler in London gewohnt habe. Richtig. Dann erzählt er uns noch allerlei

über Auren und darüber, was wir in unserem Leben verändern müssten, um wirklich glücklich zu werden. Ein wichtiges Hilfsmittel auf dem Weg dahin sei übrigens ein Stein.

Dann geht er raus und schickt einen Mann herein, der ein schwarzes, stramm über den Kopf gespanntes Tuch trägt. Seine Augen sehen aus wie aufgepumpt. Auf der Stirn prangt ein dicker Dutt, unter dem sich dem Anschein nach die Haare verstecken. Er stellt sich als Mister Happy vor und sagt, er sei Ajays Schüler. Er drückt uns einige Steine in die Hand und fragt, ob wir etwas spüren. Beim Adler kitzelt ein Rubin in der Innenfläche, bei mir nichts. Aber Mister Happy sagt, dass ein Aquamarin genau meinem Wesen entspräche.

Das Ganze geht noch ein wenig hin und her, bis der Adler einen mit viel Brimborium abgewogenen und auf 1300 Rupien berechneten »Star Ruby« und ich einen kleinen Aquamarin (1500 Rupien mit Silbereinfassung) unser Eigen nennen. Wir sollen die Steine an einer Kette tragen, direkt neben dem Herzen, damit wir ganz wundervolle Menschen werden. Die wir selbstverständlich schon sind, aber eben noch ein wenig wundervoller.

Nebenan spricht Ajay mit vier deutschen Mädchen. Sie inhalieren jedes seiner Worte. Die Gesprächsfetzen, die durch das Ventilator-Luftzerhacke zu mir dringen, kommen mir verdammt bekannt vor. Haben wir da gestern genauso gehockt?

Zweifel nisten sich in meine Gedanken. Aber Herrgott noch mal, ist es etwa schon wieder vorbei mit der neuen Offenheit? Wenn wir für den Preis eines gepflegten Abendessens in einem Hamburger Lokal auch nur einen Hauch besser durchs Leben gehen können, wollen wir das gerne bezahlen. Dann wird die Mastercard durch die Ma-

schine gezogen, und wir erhalten noch etliche Instruktionen für den Umgang mit unseren Schmuckstücken.

Wir sollen sie 14 Tage lang in ihrer Papierhülle lassen (weil Stein und Metall sich erst anfreunden müssen), währenddessen niemandem zeigen (wegen des bösen Blickes) und nach dem Auspacken dreimal hintereinander in Milch und Wasser tauchen, um sie energetisch aufzuladen. Der Adler hat das Gefühl, sein Stein sei nicht der, den er sich ausgesucht hat. Aber im Grunde genommen sind wir noch nicht bereit, uns unseren Glauben einfach so zunichte machen zu lassen.

Am nächsten Morgen frühstücken wir mit Peter Cox, 42, aus Sydney. Ein Computerspezialist auf der Flucht vor der Olympiade. Er sei vor 15 Jahren das erste Mal in Indien gewesen, sagt er, naiv, unreif und unsicher. Er hat gerade einer Freundin einen Ring gekauft. 150 Rupien hat er für seinen »Star Ruby« bezahlt. Später in der Stadt gehen wir in ein Schmuckgeschäft, zeigen dem Verkäufer unsere Steine und fragen, wie viel sie wert sind. 300 Rupien.

Jetzt reicht's. Ich hänge dieses verdammte Ding sofort um meinen Hals. Zum Teufel mit Mister Happy und seinem idiotischen Zwei-Wochen-Wasser-Milch-Käse-Ritual. Das hat nichts mit Kraft und Energie zu tun, sondern einfach nur damit, dass wir möglichst weit weg sein sollen, wenn wir den ganzen Schmus entdecken. Ich denke an die Mädels aus Münster oder Schwäbisch Gmünd oder sonstwo und greife zum nächsten Telefon.

Mr. Happy ist ganz enttäuscht, bemitleidet mich, weil ich nichts verstanden habe und weil ich nicht weiß, dass die Steine sowieso einen ganz anderen Wert haben. Ist mir egal, antworte ich. Ich will mein Geld zurück und zwar sofort. Sonst komme ich mit der Tourist Police. Der Boss

übernimmt den Hörer. Ich diskutiere eine halbe Stunde mit ihm, werde beschimpft und bedroht. Aber ich bleibe hart. Kurz darauf kommt Raj mit dem Geld vorbei. Er habe von der ganzen Sache nichts gewusst, sagt er.

Werden wir jemals begreifen, wie Indien funktioniert? Wie die Gesellschaft und ihr Wertesystem aufgebaut sind? Wenn nicht, können wir hier nie unseren Platz finden. Wir müssen uns etwas ansehen, das ihnen viel bedeutet, sage ich dem Adler. Vielleicht kommen wir auf diese Weise weiter.

Pushkar. Das ist ein Zauberwort. Ein See in den Bergen. Einer der heiligsten Orte Indiens. Wo die Menschen hinpilgern, um sich vom Leben zu säubern.

Wir nehmen den De-Luxe-Bus (75 Rupien für 150 Kilometer) an einem Sonntag. Irgendwie hatte ich mich auf eine ruhige Fahrt auf leeren Landstraßen eingestellt. Vielleicht, weil ich mir nicht vorstellen konnte, dass dort genauso ein Chaos herrscht wie in den Städten. Und weil ich bisher so gut wie keine Privatautos gesehen hatte. Auf den Landstraßen gibt es auch keine, aber dafür unzählige Lkws, die bis zur Hutkrempe mit Wer-weiß-was beladen sind.

Wir sitzen ganz vorn und ich komme mir vor wie in einem dieser 3-D-Kinos im Serengeti-Park oder im Hansa-Land, in denen der Zuschauer permanent das Gefühl hat, gegen die Felswände des Grand Canyon zu knallen. Nach zehn Minuten beschließe ich, dass es für meine Nerven gesünder ist, nur noch aus dem Seitenfenster zu schauen. Das hilft nicht wirklich viel, aber wenigstens kommen die Geschosse nicht frontal auf mich zu, sondern fegen einige Millimeter neben mir vorbei.

Fast bin ich geneigt, zu glauben, dass sich aus

Dauerhupen und wildem Gestikulieren ein bestimmter Code ergibt, mit dem sich die Fahrer untereinander verständigen. Ein frommer Wunsch, stelle ich fest, als sich unser Fahrer verschätzt. Er kann den Bus in letzter Sekunde herumreißen, und wir schwanken wie der Wipfel einer Palme, die in einen Taifun geraten ist. Die nächsten drei Stunden hoffe ich auf ein Wunder oder kleinere entgegenkommende Fahrzeuge (die würden zumindest den Kürzeren ziehen). Und ich wünsche mir, eine heilige Kuh zu sein. Das einzige Lebewesen, auf das Rücksicht genommen wird. Zumindest habe ich alles Mögliche in Einzelteilen am Straßenrand entdeckt. Nur keine tote Kuh.

Wir erreichen Ajmer anderthalb Stunden vor der angegebenen Zeit. Für indische Verhältnisse absolut unüblich. Später werde ich erfahren, dass die Busfahrer eine Prämie für jede Minute erhalten, die sie früher ankommen und dass sie für Verspätungen Strafe zahlen müssen. Und dass sie bestimmte Techniken anwenden, um die Fahrzeuge anderer Busunternehmen zu überholen. Worin diese Techniken bestehen, will mir der Inder, der mir diese offenen Geheimnisse unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hat, nicht verraten. Ich tippe mal auf Kamikaze. Immerhin erreichen wir Pushkar so noch vor Sonnenuntergang.

Hier scheinen neben Indern vor allem Israelis und in kleineren Anteilen auch der Rest der internationalen Rucksackflotte nach dem richtigen Spirit zu suchen. Die Israelis sind in der Regel gerade dem Militärdienst entronnen und steigen breitbeinig von ihren Enfields (die indische Harley-Variante). Einer hat das Motorrad hinten mit dem Dreizack des Gottes Shiva geschmückt. Sieht aus wie eine Mistforke mit ganz vielen bunten Tüchern, die im Wind

hinter ihm herwehen. Generell gilt: Je mehr Kettchen, Klingeln oder sonstigen Klimperkram man mit sich herumschleppt, desto länger ist man unterwegs.

Vor dem Sai-Baba-Café wird eine Kuh mit fünf Beinen vorbeigetrieben. »Superholly cow«, sagt der Inder dahinter und streckt eine Blechschale in unsere Richtung. Ein Franzose mit verrutschtem Bindi auf der Stirn empfiehlt ein Guesthouse gleich um die Ecke. Die Besitzer seien nicht sehr freundlich und richtig sauber wäre es auch nicht, aber dafür kosten die Zimmer nur achtzig Rupien und es gäbe ganz viel Shanti. Frieden. »Real shanti, you know.« Uns kommen zwei Amerikaner entgegen. Einer trägt ein gelbes T-Shirt. »Karma« steht vorne drauf.

Auch in unserem Hotel, dem »Paramount«, können wir der hiesigen Erleuchtung nicht entgehen. Raffael, 29, aus Turin, wohnt nebenan. Seit drei Monaten ist er in Indien. Jetzt raucht er seinen letzten Joint und packt Geschenke ein, für seine Freundin, von der er sich gerade getrennt hat. Dafür hat er jetzt einen Sadhu, der sagt, wo es langgeht.

Von den Sadhus gibt es in Pushkar eine ganze Menge. Weil niemand in den See, in dem angeblich die Asche von Gandhi und allerlei wichtigen und anderen Leuten liegt, steigen darf, ohne dass ein Priester vorher ein Reinigungsritual vollzogen hat. Pushkar-Passport nennt sich das. Und die, die ihn haben, tragen ein rotes Fädchen um das rechte Handgelenk. Eigentlich ist es so, dass einem freigestellt wird, wie viel man dafür bezahlt oder vielmehr spendet. Aber Andrew, 32, aus London erzählt, dass sein Sadhu hundert Dollar wollte und einen Riesentanz hingelegt habe, als er ihm weniger gab.

Heiligkeit und Geld, dass passt sowieso nicht zu-

sammen, denke ich. Und überhaupt: Wer will mich hindern, einfach so ins Wasser zu steigen? Ist ein See wie jeder andere auch. Ich gehe die Stufen hinunter, setze einen Fuß in die undurchsichtige Brühe, spüre, dass kleine Knochenstücke auf dem glitschigen Untergrund liegen und höre, wie der Adler hinter mir in ein Gespräch verwickelt wird.

Ich drehe mich um und erblicke einen jungen Mann. Er hat sehr dunkle Haut, die das Weiße in seinen Augen leuchten lässt. Seine Lippen sind rot eingefärbt, zwischen den braun angelaufenen Zähnen kleben die Reste einer kräftig durchgekauten Betelnuss. Über der rechten Schulter hängt ein rotes Handtuch und um seinen Hals so was wie ein ausgefranster Rosenkranz. Auf der Stirn drei gelbe Querstreifen und ein roter Strich, senkrecht.

Der Adler und der Sadhu knien sich auf die vorderste Stufe, murmeln vor sich hin, werfen Reis, Blumen, rotes und gelbes Pulver in den See und zwischendurch eine Hand voll Wasser. Nach vorne und nach hinten über die Schulter. Ich höre zwischen dem englisch-indischen Kauderwelsch die Namen einiger Familienmitglieder und dann hat er ein rotes Band am Handgelenk. Irgendwie hat mich die Zeremonie fasziniert, mit all dem exotisch klingenden Geflüster, den Om-Shiva-Mantriren und den symbolischen Opfern.

Also verbeuge auch ich mich unter Anleitung des Mannes, den ich als Anhalter durch die Galaxis eingeordnet habe (wegen des Handtuchs), vor dem See. Bitte ihn, mich zu beschützen, und meinen Bruder, meine Oma und alle, die mir sonst noch ans Herz gewachsen sind. Ich bitte um Ruhe und Frieden für meine verstorbenen Großväter und für mich um eine gute Seele, gute Gedanken, um viel gutes Wissen und gutes Business (alles Wasser nach vorn). Ich